

06339 - 0001 000

Hamburgisches
elt-Wirtschafts-Archiv

Signatur

Datum

5 Aug. 1949

DIE BRÜCKE (Hamburg)

№ 144 ==

Frankfurt, Weimar, Bonn — diese Namen kennzeichnen die Etappen des langen Weges, auf dem Deutschland während der letzten hundert Jahre zögernd dem Ziele einer demokratischen Bundesrepublik entgegengesritten ist. Frankfurt und Weimar erwiesen sich als verlorene Schlachten, aus denen die Kräfte der Demokratie mit zerfetzten und gesenkten Fahnen hervorgegangen sind. Wird Bonn die Stätte ihres endgültigen Sieges sein?

Viele Jahre müssen noch vergehen, ehe eine Antwort auf diese Frage möglich sein wird. Was die Zukunft aber auch in ihrem Schoße bergen mag, fest steht, daß der Erfolg oder das Versagen der Bonner Verfassung davon abhängen wird, wie weit sich die Parteiführer die Prüfungen und Irrungen ihrer Vorgänger zu Herzen nehmen. Deutschland scheint die Ausnahme von der Regel zu sein, daß die Geschichte sich nie genau wiederholt.

Trotz der weiten Zeitspanne, die die Debatten um die Verfassungen von Bonn, Weimar und Frankfurt voneinander trennt, lassen sich interessante und beunruhigende Ähnlichkeiten zwischen ihnen feststellen. Diese wichtigen Debatten waren durchweg von einer doktrinen Mißachtung der nüchternen politischen und wirtschaftlichen Tatsachen zugunsten von Parteilzwist, Sophisterei und einem Hang zum Theoretisieren gekennzeichnet. Parteiinteressen und partikularistische Ansprüche hatten den Vorrang vor der Vaterlandsliebe und dem Allgemeinwohl.

Wielands mächtige Stimme hallt aus längst vergangenen Jahren herüber, um die deutschen politischen Führer von heute zu tadeln, so wie er die Männer seiner Zeit wegen ihrer mangelnden Vaterlandsliebe tadelte.

„In meiner Kindheit“, so schrieb er, „wurde mir sehr viel von Pflichten erzählt; doch es war dabei nur so wenig von der Pflicht eines deutschen Patrioten die Rede, daß ich mich nicht erinnern kann, das Wort deutsch in einem ehrenvollen Sinne gehört zu haben.“

Soll die Bonner Verfassung nicht wie die von Weimar an den Felsen des Parteienhaders und der Rivali-

tät der Länder zerschellen, so werden die deutschen Politiker zeigen müssen, daß sie aus der Vergangenheit gelernt und ihre tragischen und kostspieligen Irrtümer nicht vergessen haben. Woher sollen sie sich dieses Wissen aneignen?

Eine fast dreißigjährige Erfahrung in der Lenkung der Geschichte Preußens und Deutschlands verliehen Bismarck das Recht, seinen Nachfolgern den Weg zu weisen. „Das Studium der Geschichte“, sagte der Mann von Blut und Eisen, „ist die beste Erziehung für den künftigen Staatsmann.“ Es würde seinen Worten wohl anstehen, über den Eingangspforten des Volkstages zu Bonn eingemeißelt zu werden, auf daß alle, die dort eintreten, sie lesen mögen und so veranlaßt werden, Deutschlands allgegenwärtige Vergangenheit zu studieren und über sie nachzudenken.

Welche Lehre hat diese deutsche Vergangenheit zu erteilen, die für die Gegenwart und Zukunft richtungweisend sein kann? Es ist dies eine Frage, die nur durch eine Betrachtung der modernen Geschichte Deutschlands und des deutschen politischen Denkens beantwortet werden kann.

Und die Gegenwart ist ein ungewöhnlich gut geeigneter Zeitpunkt zur Betrachtung jener Geschichte, da Deutschland wiederum durch die internationale Feuerprobe hindurchgeht. Eine Konferenz der Außenminister Großbritanniens, Frankreichs, der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten hat sich einen Monat lang in Paris vergeblich bemüht, das deutsche Problem zu lösen. Männer und Frauen in der ganzen Welt sind jedoch stark an seiner Lösung interessiert. Haben doch die Völker in zwei Weltkriegen aus teurer und blutiger Erfahrung gelernt, daß politische Ereignisse in Deutschland für die ganze Menschheit eine Angelegenheit von Leben und Tod sein können.

Es ist daher begrüßenswert, daß die hervorragendsten britischen Historiker des heutigen Deutschlands gerade diesen Zeitpunkt gewählt haben, um ein Werk zu veröffentlichen, das de facto — wenn auch nicht in seiner Absicht —

einen Abriss der modernen deutschen Geschichte und des deutschen politischen Denkens von Luther bis Hitler darstellt.

Dr. Gooch würde als erster die Behauptung in Abrede stellen, daß seine „Studies in German History“ ihrem Leser solch einen Überblick vermitteln. Dennoch wird diesen zwölf Essays — so weit sie zeitlich und thematisch auseinandergehen — „eine gewisse innere Einheit dadurch verliehen, daß sie fast jeden Abschnitt der deutschen Geschichte von der Reformation bis zum Vorabend des zweiten Weltkrieges veranschaulichen“ (wie der Verfasser in seinem Vorwort sagt).

Für den Durchschnittsleser liegt der besondere Wert dieser aus der Vogelperspektive gesehenen Schau der deutschen Geschichte über mehr als vier Jahrhunderte in Dr. Goochs seltener Fähigkeit, umfangreiches Wissen mit einer guten Darstellergabe zu vereinen, die das Buch selbst für die mit dem Gegenstand nicht vertrauten Leser zu einer gewinnbringenden und unterhaltsamen Lektüre macht. Überdies legt Dr. Gooch in seiner Stellungnahme zu den Männern und Ereignissen eine Unparteilichkeit an den Tag, die sehr wertvoll für den Laien ist, der sich auf das Gebiet der Geschichte wagt, ist diese doch allzu lange der Schauplatz eines erbitterten Streites der Meinungen gewesen.

„Es ist“, so schreibt er, „nicht versucht worden, eine These auf diesem umstrittenen Gebiet zu beweisen oder zu widerlegen, wenn auch der Verfasser seine eigenen Meinungen nicht verborgen hat.“ Und weiterhin äußert er die entschiedene Meinung: „Die primäre Aufgabe des Historikers ist die Deutung; er sollte seine Leser so weit wie möglich in die Lage versetzen, über Männer, Bewegungen und Ereignisse ihre eigenen Schlüsse zu ziehen.“ Hier erweist er sich als der getreue Schüler Rankes — „unser aller Lehrmeister“ —, dessen Deutung der deutschen Geschichte er in dem längsten dieser Essays in genialer Weise darlegt.

Eine sehr verschiedene Auffassung von den Rechten und Pflichten des Historikers vertrat jener redegewandte, glänzende und kompromißlose Verfechter des mili-

wenden!

zum Buche Prof. G. P. Gooch's „Studies in German History“

STAAT

DER ALLMÄCHTIGE

stanten Preußentums, Heinrich von Treitschke, dessen letzte Vorlesungen in Berlin Dr. Gooch noch selbst hörte. In seinem Aufsatz „Treitschke in his Correspondence“ (der vor zwei Jahren in der *Contemporary Review* erschienen ist) hat es Dr. Gooch in geschickter Weise verstanden, den feurigen Autor der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ ein lebenswaches Selbstporträt malen zu lassen, und mit seiner gewohnten Unparteilichkeit — über die Treitschke so abfällig denkt — läßt er Meinungen äußern, die zu Dr. Goochs eigenen Ansichten oftmals im Gegensatz stehen müssen.

Als Dreißigjähriger legte Treitschke in einem an seinen Vater, General von Treitschke, gerichteten Brief, den er ihm zusammen mit seinem ersten Bande historischer Essays überreichte, seine Ansichten über die Geschichtsschreibung dar: „Ich trachte nicht nach dem Rufe, von meinen Gegnern unparteiisch genannt zu werden — das hieße, das Unmögliche verlangen. Ein Historiker in bewegten Zeiten wird nur nach seinem Tode unparteiisch genannt. Jene blutlose Objektivität, die nicht sagt, auf welcher Seite der Erzähler steht, ist das genaue Gegenteil des wahren historischen Sinnes. Alle großen Historiker haben offen Stellung bezogen. Thucydides ist Athener, Tacitus Aristokrat. Der Historiker sollte sein Material so vollständig wie möglich präsentieren, doch der Autor wie auch der Leser haben die Freiheit, ein Urteil zu fällen. Das habe ich getan, soweit mein Wissen es mir gestattet.“ Der Anspruch war berechtigt. Auch haben Treitschkes Urteile im Laufe der Jahre nichts an Individualität oder Gewicht eingebüßt.

Die beiden in Ranke und Treitschke personifizierten Schulen der Geschichtsmethode hatten ihr Gegenstück in zwei entgegengesetzten Meinungsströmungen, die sich durch die „*German Political Ideas from Luther to Hitler*“ von Dr. Gooch (1945 unter dem Titel „*The German Mind and Outlook*“ erschienen) wie zwei Fäden hindurchziehen — der eine weiß, der andere scharlachrot —, die eng mit dem deutschen politischen Denken verwoben sind.

George Peabody GOOCH, C. H. wurde 1873 geboren, studierte im King's College in London, Cambridge, Berlin und Paris. Von 1906 bis 1910 war Gooch liberaler Parlamentsabgeordneter für Bath. Später war er Vorsitzender der Britischen Historischen Gesellschaft und von 1933 bis 1936 Präsident des Britischen Friedensrates. Gooch ist Präsident der englischen Goethe-Gesellschaft.

In zahlreichen staatswissenschaftlichen und historischen Veröffentlichungen beschäftigte er sich mit der Entwicklung in Europa, besonders der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, und den französisch-deutschen Beziehungen. Er wirkte auch bei der Herausgabe amtlicher britischer Dokumente zur Entstehungsgeschichte des ersten Weltkrieges mit. Im „*Contemporary Review*“, dessen Mitherausgeber er ist, nimmt er häufig Stellung zum Tagesgeschehen.

Der weiße Faden kennzeichnet die Strömung, die sich am besten als verfassungsmäßiger Liberalismus oder Reformismus bezeichnen läßt, und die ihren Ursprung in der Aufklärung hat und ihren literarischen Niederschlag in den Werken Mosers, Schloezers, Goethes, Wilhelm von Humboldts und in ihren radikaleren Nachfolgern Friedrich Naumann, Tröltzsch sowie in dem vom Schicksal getroffenen Walther Rathenau findet.

Der scharlachrote Faden kennzeichnet treffend jenen Autoritarismus, zu dessen Vorkämpfer sich Luther — „der Mann, der weitgehend für das Anwachsen der Macht des Staates in Deutschland verantwortlich war“ — im Jahre 1523 durch sein Traktat „*Über die Weltliche Autorität*“ machte, und der später von Hegel und Treitschke zu einer Vergottung des Staates „als der höchsten Verwirklichung der sittlichen Idee in der Welt“ wurde.

„Der einflußreichste aller deutschen politischen Denker, Hegel“, so schreibt Dr. Gooch, „umgab den Staat mit einem Glorienschein, den er nie völlig verloren hat“. (Nicht nur in Deutschland, könnte man hinzufügen, sondern auch in vielen ändern Ländern). Denn der Staat Hegels ist „ein geistiges Gebilde, die höchste Erscheinungsform der Vernunft, der Hüter der Freiheit“. In seiner „*Rechtsphilosophie*“ stellt sich Hegel den Staat — nach den Worten Dr. Goochs — als „die Verwirklichung der sittlichen Idee, als das Göttliche auf Erden und insofern als etwas Eigengesetzliches vor“.

„Etwas Eigengesetzliches“ — diese Worte enthalten die gefährliche Täuschung, die Hegels System der politischen Philosophie verdirbt. Hegel stellte den Staat jen-

seits des moralischen Gesetzes und deckte damit unbeabsichtigt die unmoralischen Ziele und verbrecherischen Taten späterer Generationen seiner Landsleute mit seiner ungeheuren geistigen Autorität.

Dr. Gooch nimmt für Hegel in Anspruch, daß sich seine politische Philosophie von dem aggressiven Militarismus und der Machtpolitik des wilhelminischen und Nazi-Deutschlands unterscheidet. Dennoch brandmarkte Hegel den Krieg nicht als unmoralisch. Er sah in ihm im Gegenteil eine natürliche und unumgängliche Erscheinung, die, moralisch gesehen weder gut noch böse sei. Ferner lehrte Hegel, daß das Eigeninteresse das einzige Kriterium sei, nach dem der Staat die Frage Krieg oder Frieden entscheiden solle. Er legte damit den philosophischen Grundstein für den allmächtigen autoritären Staat, der über dem Gesetz steht, weil er kein Gesetz kennt. Ein zeitgenössischer Witzbold brachte die Sache auf eine kurze, aber treffende Formel, indem er sagte, Hegel habe das preußische Reich mit dem Himmreich verwechselt.

Hegels Philosophengewand fiel Treitschkes aggressiver Gestalt zu. Dieser feurige Lobredner Preußens und aller seiner Taten lehnte es voller Verachtung ab, sich mit Hegels Idee eines Philosophenparadieses zufrieden zu geben, in dem sittliche Ordnung und Vernunft die oberste Herrschaft führten. Er hatte zu seinen eigenen Lebzeiten gesehen, was für einen Gewinn an Macht und Wohlstand die vorsätzliche Anwendung von bewaffneter Gewalt Preußen und Deutschland gebracht hatte. Es war daher vielleicht unausbleiblich, daß ein Mann von Treitschkes hitzigem teuton-

(Fortsetzung Seite 14)

schem Temperament einem Furor Teutonicus zum Opfer fallen mußte, der sein moralisches Gefühl abstumpfte, während er gleichzeitig seine Beredsamkeit steigerte und seine glänzende Feder anspornete.

Es dürfte sich kaum ein ein-drucksvolleres Anschauungsmaterial zur Empfänglichkeit der Deutschen für die trügerische Lehre beibringen lassen, daß der Erfolg die Verwendung unmoralischer oder skrupelloser Mittel rechtfertige, als das Selbstbekenntnis, das Treitschke in allen seinen Briefen gab, in denen er den Wandel seiner Ansicht über den Begründer des Zweiten Reiches beschrieb. Dieses Selbstbekenntnis enthüllt die Gefühlslosigkeit, die sich unter der harten Schale des Preußentums verbirgt, denn Treitschke war im Geist ein Preuße von reinstem Wasser, wenn er auch der Geburt nach Sachse war. „Sie wissen, wie leidenschaftlich ich Preußen liebe“, schrieb Treitschke im Jahre 1862, als er von Bismarcks Ernennung zum preußischen Ministerpräsidenten erfuhr, „doch wenn ich solch einen seichten Junker wie diesen Bismarck von ‚Blut und Eisen‘ prahlen höre, mit dem er Deutschland bändigen will, so wird solch eine Vulgarität nur noch durch ihre Lächerlichkeit übertroffen.“ Dennoch wich schon drei Jahre später, nämlich 1865, nach der Teilung Schleswig-Holsteins zwischen Österreich und Preußen Treitschkes Geringschätzung des „seichten Junkers“ einer wachsenden Achtung für Bismarcks offensichtliche Fähigkeiten.

„Wenn ich zu wählen habe (schrieb Treitschke an Gustav Freytag), so werde ich mich auf Bismarcks Seite stellen, denn er kämpft für Preußens Macht, für die uns gebührende Stellung in der Nord- und Ostsee. Sein Bewunderer bin ich nicht und werde ich auch nicht werden, wenn ich ihn auch höher einschätze, als Sie es zu tun scheinen. Ich halte es für eine Pflicht, seine Außenpolitik zu unterstützen; sie bedient sich mitunter zweifelhafter Mittel, doch wenn sie fehlschlägt, so können wir uns auf ein zweites Olmütz gefaßt machen, und das wäre ein Triumph für alle Feinde des Vaterlandes.“

Einige Monate später begann Treitschke, Bismarcks Unredlichkeit mit moralischer Tünche zu übermalen. Freytag gegenüber

nimmt er eine herablassende, bemitleidende Haltung ein:

„Mein armer Freund mit seinem edlen, empfindsamen Temperament kann sich nicht mit Bismarcks rachsüchtiger Politik versöhnen. Ich gestehe, daß ich aus größerem Holz geschnitzt bin. Ich bin mit allem einverstanden, was er über die Unredlichkeit der preußischen Politik sagt. Doch verglichen mit den Intrigen des Dresdener und Münchener Hofes, den skrupellosen Demagogen, die im Dienst des Augustenburger Fürsten ein prächtiges Volk verderben, und dem sinnlosen Geschwätz des Nationalvereins erscheint mir seine Politik nicht nur als national, sondern auch als ethisch. Sie erstrebt das, was uns fehlt, und sie ist ein Schritt vorwärts zu dem erhabenen Ziel deutscher Einheit; jeder, der ein Mann ist, sollte dabei helfen. Die großen Worte Recht und Selbstbestimmung zu mißbrauchen, ist ein alter Trick der Übeltäter. Wenn sie uns auch als skrupellos und töricht brandmarken, die gute Sache wird

doch triumphieren, die Erben Friedrichs des Großen werden über Schleswig-Holstein herrschen, und die Nation wird sich ihrer gegenwärtigen Torheit schämen.“

Im folgenden Jahr, 1866, besuchte Treitschke Berlin und hatte seine erste Begegnung mit Bismarck.

„Persönlich (so schrieb er an seinen Verleger Hirzel) machte Bismarck einen sehr angenehmen Eindruck auf mich, politisch dafür einen um so schlimmeren. Er sprach viel von seinen Plänen für eine Bundesreform, so daß ich meine Verwunderung über diese phantastischen Torheiten kaum verbergen konnte. Trotzdem verzweifelte ich deshalb nicht an der schleswig-holsteinischen Sache, denn er ist nun einmal ein guter Taktiker. Über das Thema Krieg sprach er sehr gemäßigt und vernünftig; er wünscht ihn nicht, aber er glaubt, daß er ihn im Notfall durchführen kann, und er erkennt durchaus, daß nach allem, was geschehen ist, die Annexion eine Ehrensache ist. Berlin gefällt mir besser denn je. Auf Schritt und Tritt spürt man eine große Zukunft. Könnte man doch hundert Jahre leben und das Preußen der Zukunft sehen!“

DAS ENDE PREUSSENS

Treitschke hätte nur 83 Jahre zu warten brauchen, um sein „Preußen der Zukunft“ zerrissen und zerschmettert seinen Eroberern zu Füßen liegen zu sehen, in erster Linie, weil seine Herrscher Treitschke blindlings in seiner Anbetung des Staates als eines Machtgebildes folgten und seinem verderblichen Lob des Krieges als einer reinigenden moralischen Kraft in einem Zeitalter des Materialismus zu viel Beachtung schenkten. Sein Bericht über sein Gespräch mit Bismarck enthüllt Treitschkes politische Naivität. Glaubte er wirklich, daß der Mann von Blut und Eisen seine innersten Absichten und Gedanken einem 32 Jahre alten Freiburger Geschichtsprofessor verraten würde? Zu dem Zeitpunkt, als Bismarck mit Treitschke aalgalt über Bundesreform sprach, hatte er die Zerstörung des deutschen Staatenbundes schon fest beschlossen, und binnen vier Monaten nach ihrer Begegnung hatte der preußische Ministerpräsident, der keinen Krieg wollte, absichtlich einen österreichisch-preußischen Konflikt herausgefordert. Am 3. Juli 1866 wurde die Schlacht von Königgrätz geschlagen und gewonnen. Von nun an stellte Treitschke seine

unübertreffliche Feder und seine gewaltige Beredsamkeit uneingeschränkt in den Dienst der Bismarckschen Außenpolitik.

Der jugendliche Professor, der einst seinen Spott über den „seichten Junker“ ausgegossen hatte, wurde im Laufe der Jahre und unter dem Einfluß der erstaunlichen, von der Staatskunst dieses Junkers erzielten Erfolge zu einem ergebenen Verehrer und Verfechter des größten Staatsmannes seiner Zeit. „Sein Schicksal erschüttert mich zutiefst“, schrieb Treitschke bald nach Bismarcks Entlassung. „Solche Undankbarkeit hat man seit Themistokles nicht mehr gekannt.“ Der blendende Erfolg, von dem Bismarcks ungeheures Lebenswerk belohnt wurde, machte Treitschke blind gegenüber seinen moralischen Makeln.

Preußens gefeierter Sieg über Österreich bei Königgrätz beeinflusste Treitschkes späteres Denken und Lehren. Über Hegels Idee des Krieges als einer natürlichen und unvermeidlichen Erscheinung noch hinausgehend, sah Treitschke den Krieg als einen wünschenswerten Selbstzweck an, als eine Kraft, die einen lobenswerten moralischen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft ausübe. „Du wirst“, so

wenden!

schrieb er an einen Freund während des Krieges 1870/71, „es lernen müssen, idealistischer über den Krieg zu denken.“ In einem anderen, etwa um die gleiche Zeit geschriebenen Brief erklärte er, daß es „ein ungeheurer Erfolg“ sei, daß „die Mehrzahl (der Deutschen) jetzt wieder deutsch fühlen könne, und daß die verräterische Minderheit still sein oder sich verstellen müsse. Solche segensreichen Wandlungen kann nur ein Krieg bringen; es gibt gewisse moralische Kräfte, die der Frieden nie auslösen kann.“

Treitschke war aus moralischen Gründen ein starker Gegner aller Versuche, den Weltfrieden zu fördern. „Die Hoffnung, den Krieg aus der Welt zu verbannen, ist nicht nur zwecklos, sondern auch unmoralisch“, so schrieb er, „denn sein Verschwinden würde die Erde zu einem großen Tempel des Egoismus machen.“ Die Verherrlichung des Staates als Ausdruck der Autorität und Macht, die Idealisierung des Krieges als einer reinigenden moralischen Kraft, die Unterwerfung des einzelnen und die bedingungslose Aufopferung seiner persönlichen Freiheit und seines Glücks für den Staat und seine über alles gehenden Forderungen — dies waren die Grundanschauungen der Philosophie Treitschkes, die ihm den Ruf einbrachten, der Erzpriester des Preußenkultes zu sein, und dies machte ihn dank der ungeheuren Popularität seiner glänzenden Schriften und Vorlesungen zum bösen Dämon seiner eigenen und nachfolgender Generationen. Dr. Gooch bringt seine Untersuchung über „Treitschke in his Correspondence“ mit einem ausgeglichenen und vielsagenden Urteil über den Mann und sein Werk zum Abschluß, das als Treitschkes Grabinschrift dienen könnte.

„Da er der redegewandteste deutsche Lehrer seiner Generation mit Ausnahme Nietzsches war, hat seine Geringschätzung der Minderheiten und der verfassungsmäßigen Hindernisse Hitlers totalitärem Staat die Wege geebnet ... In der „Deutschen Geschichte“ hat er ein unvergängliches Denkmal geschaffen, für das die Gelehrten aller Völker dankbar sein können; dennoch war er ein Zerstörer, der sich mit Nietzsche und dem Eisernen Kanzler in die schwere Verantwortung teilt, das bißchen Liberalismus, das das Frankfurter Parlament überdauert hatte, ausgemerzt zu haben. Niemand würde ihn zu den „guten Europäern“ rechnen; ja solch einen Ruhmes-

titel hätte er verächtlich von sich gewiesen. Keine der führenden Gestalten auf der Bühne des neunzehnten Jahrhunderts hatte weniger Verständnis für die grundlegende Einheit der westlichen Zivilisation, weniger Verlangen nach einer organisierten und ineinandergreifenden Welt. Und kein deutscher Historiker ist von den Nazis so aus tiefem Herzen bewundert worden wie dieser hitzige Nationalist, der Bannerträger der akademischen Antisemiten, der leidenschaftliche Evangelist des Krieges, der nie abließ, die herausfordernde Botschaft zu verkünden, daß „der Staat Macht ist und keine Akademie der Künste.“

War Treitschke der leidenschaftliche Evangelist des Preußentums, so war Bismarck sein tüchtigster Verfechter. „Preußen sind wir und Preußen werden wir bleiben“, sagte Bismarck dem Preußischen Landtag in einer seiner früheren Reden. Er hielt sich an diese großsprecherischen Worte bis ans Ende seines langen Lebens. Dennoch unterschied sich das Preußentum Bismarcks von dem Treitschkes in vielen wichtigen Punkten, nicht zuletzt durch die Tatsache, daß er nicht den Glauben des Professors an die Wirksamkeit des Krieges als einer moralischen Säuberung teilte.

Bismarck war ein Realist, der seine aufwallenden Gefühle ständig in der Kontrolle eines kalten, berechnenden Intellekts und eines eisernen Willens hielt. In seinen Augen war der Krieg lediglich ein Instrument der Machtpolitik, das nur mit der größten Vorsicht gehandhabt werden durfte und nur von Händen, die den seinen an Geschick nicht nachstanden. Bismarck hatte wenig Neigung und noch weniger Zeit dazu, sich während seines arbeitsreichen Lebens in akademische Erörterungen über den idealen Staat einzulassen.

Doch Dr. Gooch zieht für seine bündige Darstellung des idealen

Staates des Eisernen Kanzlers Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ heran: „Eine erbliche Monarchie, eine unbesiegbare Armee, ein weiser Kanzler in sicherer Amtsstellung, das Schwergewicht des Besitzes, eine vertretende Körperschaft als Sicherheitsventil und soziale Gesetzgebung für die arbeitenden Klassen.“ Und er fügt die scharfsinnige Bemerkung hinzu: „Er (das heißt Bismarck) verdient die Kritik, daß er Deutschland groß und den deutschen Bürger klein gemacht hat.“ Am Schluß einer unschätzbaren kritischen Sichtung der gewaltigen Literatur, die um die Gestalt Bismarcks herum entstanden ist und die er „The Study of Bismarck“ betitelt hat (es handelt sich hierbei um eine Erweiterung seines ursprünglich in seinen „Studies in Modern History“ erschienenen Essays, unter Berücksichtigung des seit 1931 hinzugekommenen Materials), fällt Dr. Gooch das Urteil über diesen preußischen Staatsmann:

„Die Schwäche der ‚Realisten‘ — und Bismarck war der größte dieser Gattung — ist ihre Neigung, mehr an den unmittelbaren als an den letzten Gewinn zu denken. So umfassend und hervorragend sein Intellekt war, die Vision einer internationalen Ordnung, errichtet auf einer Partnerschaft zufriedener, sich selbst regierender nationaler Einheiten, ging über seinen Gesichtskreis hinaus. Die Hauptaufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts, jetzt, wo es aus der vernichtenden Prüfung zweier großer Kriege hervortaumelt, ist die Organisation einer schnell zusammenschrumpfenden Welt. Zur Formung des menschlichen Geistes für dieses höchste Wagnis hat Bismarck nichts beigetragen. Er begnügte sich damit, für das Wohl seines Landes allein zu arbeiten — zuerst für Preußen, und später für ein verpreußtes Deutschland —, und er war zufrieden mit seinem Beifall.“

(Der Artikel wird fortgesetzt)